

Der Gehorsam in heilstheologischer Sicht

Von Josef L o o s e n S. J., Frankfurt/Main

Knecht, aber auch König, Diener und doch Herr — in diesen paradoxen Aussagen über Christus bewegt sich die Hl. Schrift. Von ein und derselben Person wird stärkste Bindung und größte Freiheit behauptet. Die Freiheit Christi ist offenbar so beschaffen, daß sie Bindung nicht ausschließt, und die Bindung Christi ist von der Art, daß sie Freiheit sogar einschließt: dadurch, daß er sich unterwirft, ist er der, der befiehlt; indem er dient, übt er Herrschaft aus; in der Abhängigkeit hat er seine Selbständigkeit; der letzte werden, heißt bei ihm, der erste sein.

Bei Christus muß jede Betrachtung des Gehorsams beginnen. Den Gehorsam heilstheologisch deuten ist dasselbe wie: zeigen, daß und warum nach Gottes Offenbarung im Gehorsam das Heil ist. Eine Sinngebung aus dem Glauben ist aber nur von Christus her möglich. In seiner gottmenschlichen Person ist uns Heilstheologie als Heilsgeschichte zugänglich geworden. Ihr Gesamt Ablauf ist in seinem Schicksal zu einem universalen Einzelleben verdichtet. In seiner Zeit ist jede Zeit, denn seine Zeit ist die Fülle der Zeit. Er ist der Punkt, von dem aus die Linien nach rückwärts bis in sein Vorleben beim Vater und nach vorwärts bis zur Endverherrlichung der gesamten Schöpfung unter ihm führen. Für den gläubigen Menschen ist darum Christus die Erklärung für alles. In seinem Gehorsam wird auch der Ursprung und das Ziel, das ewige Urbild und die eschatologische Erfüllung jedes Gehorsams transparent.

Der urbildliche Gehorsam Christi

Es ist eine erstaunliche Tatsache, daß der alles tragende Akt der Hingabe, mit dem Christus sein ganzes Werk Gott weihet, und der der Grund ist, warum er tut, was er tut, in der Hl. Schrift häufiger Erfüllung des Vaterwillens, Gehorsam, als Liebe genannt wird. Und zwar bezeichnet der Herr selbst den Gehorsam als das ihm Gemäße, als das, was dem Sohn gegenüber dem Vater zukommt. In irgend einem Sinne ist er also gehorsam, *weil* er der Sohn ist. Der Gehorsam, den er in seinem zeitlichen Leben übt, gründet nach rückwärts gesehen in seiner ewigen Stellung zum Vater. Er bedeutet deshalb nicht Handeln nach aufgezwungenem, fremdem Gesetz, sondern Rückkehr zur Quelle des persönlichen Lebens; und ebenso ist Autorität für sein Bewußtsein nicht nur das Recht, den völlig getrennten Willen eines anderen dem eigenen zu unterwerfen, sondern wahrhafte „Urheberschaft“, auf Grund deren der Vater dem Sohne den eigenen Willen seinshaft mitteilt, so daß derselbe Wille, der im Vater ist, auch im Sohn ist, und der Sohn, wenn er mit seinem menschlichen Willen seinen göttlichen Willen tut, den Willen des Vaters erfüllt.

Hier erhebt sich allerdings die Frage, ob das mit dem, was wir Gehorsam nennen, noch etwas zu tun hat. Denn Gehorsam im eigentlichen Sinne besagt nicht nur die Annahme des Willens eines anderen, sondern auch Unterwerfung unter ihn, und

beides ist ein Akt persönlicher Freiheit. Es kann darum ein formelles Gehorsamsverhältnis nur zwischen Geschöpf und Schöpfer, nicht aber in Gott zwischen Sohn und Vater bestehen. Der Sohn ist dem Vater nicht untergeordnet, sondern gleichgestellt. Seine Vereinigung mit dem Willen des Vaters ist eine naturhaft notwendige, nicht eine solche, die so frei geleistet wird, daß sie auch nicht geleistet werden könnte. Müssen wir also nicht sagen: Gehorsam ist niemals ein Gleichnis für Gott? Der Gehorsam bestätigt, wer *wir* sind, und daß wir anders sind als Gott, und daß wir bei aller Gemeinschaft mit ihm doch immer unter ihm bleiben. Es kann keinen gehorsamen Gott geben, wohl ein gehorsames Geschöpf. Der Knecht Jahwes verkörpert als solcher nicht den ewigen Sohn, sondern die restlos Gott eigene und sich ihm zu eigen gebende Kreatur. Hat es darum überhaupt einen Sinn, das Idealbild des Gehorsams Christi und jedes Gehorsams in der Dreieinigkeit suchen zu wollen? Sollen wir nicht lieber eingestehen, daß es für den christlichen Gehorsam keine trinitarische Grundlage gibt, und daß man die von Christus in seinem menschlichen Leben so auffällig betonte, bis in die kleinsten Kleinigkeiten gehende Abhängigkeit von Gott nicht mit seinem ewigen Ausgang vom Vater in Zusammenhang bringen darf? Ist Gehorsam, heilstheologisch gesehen, nicht einfach Unterwerfung des Geschöpfes unter seinen absoluten Herrn, und, nach der Sünde, die notwendige Sühne für die Auflehnung des Menschen gegen Gott?

Wir könnten diese Schwierigkeit nicht lösen, wenn wir nicht Christi Wort selbst hätten. Wenn er von seinem Gehorsam spricht, dann spricht er einfach und ohne nähere Unterscheidung vom Gehorsam des Sohnes gegen den Vater. Er kann dabei nur an sein ewiges Sohnesverhältnis denken; denn eine Adoptivkindschaft gibt es in Christus nicht. Er stellt also seinen Gehorsam als Ausdruck seiner ewigen Gottessohnschaft hin, als Ausdruck für die Gebundenheit an einen Ursprung aufgrund göttlichen Gezeugtseins. In seinem menschlichen Handeln nach dem Willen des Vaters wird seine innergöttliche Beziehung zum Vater ins Geschöpfliche übersetzt.

In Gott selbst gibt es kein „Geringer“ oder „Größer“, nicht den Unterschied zwischen einem Befehlenden und einem solchen, der die Befehle ausführt. In Gott sind Vater und Sohn nicht zwei absolut voneinander verschiedene Personen, und Vater und Sohn haben nicht zwei absolut voneinander verschiedene Willen (wenigstens das letztere wäre Bedingung der Möglichkeit eines echten Gehorsams). Der Sohn ist dem Vater vollkommen ebenbürtig. In ihm ist ein und dasselbe Sein, das auch im Vater ist. Die Natur, die er vom Vater durch Zeugung empfängt, ist keine andere als die, die auch der Vater besitzt. Der Wille, mit dem der Sohn will, was der Vater will, ist identisch mit dem Willen des Vaters selbst. Indem er will, was der Vater will, erfüllt er darum im Grunde seinen eigenen Willen. Zwischen beiden ist keine absolute Verschiedenheit und keine Möglichkeit des Widerspruchs. Die Übereinstimmung mit dem Vaterwillen ist für den Sohn Identität mit sich selbst, menschlich ausgedrückt: Aktualisierung seiner Natur, Realisation der eigenen Person, keine Beeinträchtigung seiner Freiheit, im Gegenteil: vollkommener Selbstbesitz und höchste Seligkeit.

Von diesem Glanz liegt auch etwas auf dem eigentlichen gottmenschlichen Gehorsamsverhältnis. Zwar kommt hier das Moment der absoluten Unterschiedenheit vom

Vater und der Unterordnung unter diesen hinzu. Der menschliche Wille Jesu ist ein anderer als sein göttlicher Wille und darum auch ein anderer als der Wille seines himmlischen Vaters. Die Übereinstimmung des menschlichen Willens Jesu mit dem göttlichen Willen ist darum nicht Identität mit sich selbst, ebenso wenig, wie seine Menschheit seine Gottheit ist. Daher hat der Vater und sein Wille in jeder Beziehung den Vorrang. Er ist früher und er steht höher. Er wäre, auch wenn der menschliche Wille des Sohnes nicht wäre, und so ist dieser nicht gleich selbstherrlich mit ihm. Aber das Gemeinsame bleibt: der gezeugte Gottessohn und der gehorsame Menschensohn wollen, was der Vater will, im einen Falle in vollkommener Willensidentität mit dem Willen des Vaters, im andern durch einen Nachvollzug des göttlichen Ratschlusses in einem menschlichen Jasagen und durch die Ausführung in einem menschlichen Tun. Beides schließt Offenheit zum Ursprung, Rückbindung an den eigenen Lebensquell und darum das Ja zu sich selbst, Eigensein in der Abhängigkeit ein. Deshalb ist der menschliche Gehorsam Christi in der Erfüllung seiner äußeren Sendung eine Fortsetzung jener inneren Sendung, durch die er als Sohn gleichwesentlich vom Vater ausgeht und nicht sich selber, sondern den Vater darstellt. Das menschliche Ja, das Jesus zu den Fügungen Gottes in seinem zeitlichen Leben spricht, ist ein innerweltliches Echo jenes Vaternamens, den der Sohn durch alles, was er als Gott ist und was er als Gott tut, im Geiste dem Vater ewig zuruft.

Der Gehorsam des Christen

Von daher gesehen, ist auch unser Gehorsam gegen Gott nicht nur die bewußt vollzogene Abhängigkeit des Geschöpfes von seinem Schöpfer durch willentliche Unterordnung unter ihn, sondern, in der Heilsordnung, in der wir leben und die von der Menschwerdung des Sohnes Gottes beherrscht ist, auch die existentielle Realisierung unserer Gotteskindschaft, die Aufnahmebereitschaft für das innergöttliche Leben und die innergöttliche Liebe, ein Ergriffenwerden von Gott und seiner Macht, die Betätigung unserer Familienbeziehung zu Vater, Sohn und Geist. Deshalb ist christlicher Gehorsam wesentlich Vertrauens- und Liebesgehorsam, und ist nicht einseitig Verzicht auf Selbstverfügung, ist im Gegenteil im Verlust auch Gewinn, insofern wir um so mehr wir selbst sind, je mehr wir, unbewußt und bewußt, von Gott ausgehen, da unser Leben Existenz in Gottes Wort ist, das uns ruft, daß wir seien, und das wirkt, was es sagt, so daß wir nicht nur Kinder Gottes heißen, sondern es auch sind. Wir können nicht frei sein, wenn wir nicht von Gott Freiheit empfangen, das heißt aber für den, der es überdenkt: wir können nicht frei sein, wenn wir nicht gehorchen. Und gerade die erhöhte Freiheit der Kinder Gottes besagt auch eine erhöhte Abhängigkeit, weil wir uns das übernatürliche Sein und unser übernatürliches Tun noch viel weniger selbst geben können als das natürliche. Der Gehorsam der Kinder Gottes schließt die größere Vertrautheit mit Gott ein, und ihre Folgsamkeit ist der Ausdruck einer stärkeren Gottverbundenheit: „Die aber vom Geiste Gottes getrieben werden, die sind Kinder Gottes“, sagt Paulus.

Und doch besteht ein nicht zu übersehender Unterschied zwischen Christi Gehorsam und dem unsrigen. Für ihn war Gehorsam wirklich auf menschliche Weise vollzogene Gottessohnschaft. Er war bei ihm Übersetzung seines innergöttlichen Ver-

hältnisses zum Vater auf die Ebene menschlichen Handelns, wo der Sohn allerdings dann nicht mehr nur vom Vater her war, sondern dem Vater auch untergeordnet wurde. Aber auch als der nun unter dem Vater Stehende gehorchte er dem Vater anders als wir. Gewiß erkannte er den Willen des Vaters in allen innerweltlichen Schickungen und Fügungen. Er nahm sie an als vom Vater verhängt. Das Urteil des heidnischen Richters war für ihn eine göttliche Entscheidung. Aber er hat doch nicht aus einem allgemeinen Glaubensgeist heraus das Einzelne bejaht. Die äußere Fügung nahm er an auf Grund einer inneren Führung. Er tat nichts, außer, was er den Vater tun sah. Sein Gehorsam war eine Folgsamkeit gegen eine innere Berufung. Gerade weil der Wille seines Vaters die Richtschnur seines Handelns war, trug er das Gesetz seines Handelns in sich, hörte er auf eine Stimme, die in ihm selber sprach.

In asketischen Abhandlungen wird diese Besonderheit des Gehorsams Christi leicht übersehen. Weil es von ihm heißt, daß er gehorsam war, wird zwar mit Recht gesagt, daß auch wir gehorsam sein müßten, aber man unterstellt dabei, daß Christus denselben Gehorsam geübt habe, der von uns verlangt wird. Und doch ist das ‚Vom Geist Getriebenwerden‘ der Kinder Gottes als inneres Führungsprinzip nur sehr entfernt jener Schau des Herrn vergleichbar, die ihn alles tun ließ, was er den Vater tun sah. In dem Maß es unserm Gehorsam an innerer Führung mangelt, sind wir an äußere Bindungen verwiesen. Deshalb gehen unsere gottgewollten äußeren Bindungen über das Maß der innerweltlichen Abhängigkeit Christi hinaus (Gehorsam gegenüber der kirchlichen Autorität).

Der Ordensgehorsam

In erhöhtem Maß gilt das Gesagte da, wo einer das Gelübde des Gehorsams im Ordensstand abgelegt hat. Da hat der Mensch nicht nur Gottes Gebote zu halten, da hat er sich nicht nur, wie jeder Christ und wie auch Christus, dem zu unterwerfen, was Gott ihm schickt, sondern darüber hinaus der Ordensregel und dem Willen des Obern, die durch Vorschriften und Anordnungen festsetzen, was einer zu tun hat und was nicht. Das ist etwas so Einschneidendes, daß man zu sagen pflegt, der einzelne brauche nur auf die Regel und die Stimme des Vorgesetzten zu achten, um zu wissen, was Gott von ihm wolle. Ein Hineinhorchen in sich, ein Erleuchtetwerden vom Geist, scheint meistens nicht vonnöten und gilt sehr oft sogar als verdächtig, die Berufung darauf als gefährlich. Bedeutet ein radikaler Verzicht auf die eigene Entscheidungsfreiheit nicht den Verzicht auf die volle Verwirklichung des Personseins, und dies in einem Maße, in dem es sich nicht nur bei Christus nicht findet, sondern auch aus anderen Gründen kaum gerechtfertigt erscheint? Ist nicht der Erfolg allzu leicht ein entpersönlichtes Massendasein in einem religiösen Kollektiv? Man kann dagegen nicht einwenden, jeder habe sich auch dann noch das Gewissensurteil zu bilden, daß er gehorchen kann und gehorchen muß. Denn das ist bei jeder Art von Gehorsam der Fall, und ist außerdem kein Ersatz für die fehlende Möglichkeit einer eigenen Wahl und einer daraus hervorgehenden, im echten Sinne ursprünglich gefällten persönlichen Entscheidung.

Aus diesen Gründen wird man sich hüten müssen, allzu kurzschlüssig unseren Gehorsam mit dem Gehorsam Christi zu vergleichen. Selbstverständlich ist er nur

von daher zu begründen. Trotzdem dürfen wir sagen: es ist nicht ohne weiteres ersichtlich, was unsere äußere Unterordnung unter zahlreiche (im Klosterleben noch um einige vermehrte) menschliche „Stellvertreter Gottes“, und zwar nicht nur in notwendigen, sondern auch in nicht notwendigen, nicht nur in großen, sondern auch in kleinen und kleinsten Dingen, mit jener liebenden Hingabe Christi an den Willen des Vaters zu tun habe, mit der er auch menschlich den ihm gewordenen Lebensauftrag umfaßte. Oder — um es einmal ganz simpel auszudrücken — Christus war kein Ordensmann, hatte keinen Ordensobern, war nicht gebunden an eine Ordensregel.

Nun kann es natürlich sein, daß auch dieser Gehorsam noch einen heilstheologischen Sinn hat, obwohl ihn Christus nicht direkt und unmittelbar darlegt. Wir tragen ja auch sonst niemals dasselbe Kreuz wie er, tragen es anders als er und tragen doch Christi Kreuz. Schon die Tatsache, daß er ohne Sünde und frei von Begierlichkeiten ist, trennt uns von ihm. Er hat nie das Gefühl gehabt, schuldig zu leiden wie wir. „Wir empfangen den Lohn für unsere Taten; dieser aber hat nichts Unrechtes getan“ (Lk 23, 41). So wäre es auch denkbar, daß unser Gehorsam in einem heilsgeschichtlichen Tatbestand einen Grund hat, der auf Christus nicht zutrifft und, der infolgedessen eine besondere Art von Gehorsam notwendig macht oder rat-sam erscheinen läßt, die bei Christus keinen Sinn hätte. Er wäre bei uns das kräftige „Agere contra“ gegen unsere erbsündliche Neigung zur Unbotmäßigkeit Gott gegenüber. Die freiwillige Abhängigkeit auch da, wo man erlaubterweise unabhängig bleiben könnte (Ordensregel!), wäre eine Art Sühne und hätte die Bedeutung eines heilsamen Korrektivs. Ein Zuviel nach der einen würde durch ein „Zu-viel“ nach der anderen Seite zum Ausgleich gebracht. Eine solche Übung wäre ein kürzerer Weg, um zur vollkommenen Herrschaft über sich selbst und zur schuldigen Unterwürfigkeit unter Gott zu gelangen. Aber wenn wir der Grundverschiedenheit unserer Situation gegenüber der Situation Christi Rechnung tragen (wir Sünder, er hingegen sündenlos und sogar unsündlich), wäre eine über die allgemeinen Bindungen an die Autorität der Eltern, der staatlichen Obrigkeit und anderer Vorgesetzten hinausgehende freiwillig übernommene Abhängigkeit, exemplarisch vorgelebt, eben dadurch auch bei Christus sinnvoll erschienen. Wenn wir ein solches Vorbild für den Ordensgehorsam im strengen Sinn bei ihm vermissen (sein Gehorsam zu Nazareth ist kein Analogon dafür, da er ein Beispiel für die Beziehungen zwischen Kindern und Eltern in der Familie ist und nicht direkt und in erster Linie auf das Ordensleben angewandt werden kann), andererseits aber die gesamte Überlieferung, seitdem es einen Ordensstand gibt, die Ordensobern als Stellvertreter Christi auffaßt, so muß der freiwillige Gehorsam der Übergeböhr, wenn auch nicht formell, so doch ansatzweise in Christus grundgelegt sein.

Eine nur heilsindividualistische Erklärung wird allerdings nicht befriedigen. Der von Christus her sich aufhellende Sinn des Ordensgehorsams kann sich nicht darin erschöpfen, Mittel zur Vervollkommnung der Einzelseele zu sein. Der Ordensgehorsam schafft nicht ein unmittelbares Verhältnis zwischen dem Einzelnen und Gott, sondern eine mittelbare Bindung an Gottes Willen auf dem Wege über eine Bindung an eine Gemeinschaft. Den direkten Zugang zum Vater hat nur Christus ge-

habt, und zwar auf Grund seiner einmaligen Vereinigung mit Gott (seine Menschennatur ist mit der zweiten Person der Gottheit hypostatisch vereinigt!), aber auch infolge seiner einzigartigen Stellung zu uns (er ist unser aller Haupt). Niemand von uns ist „der“ Christus wie er, jeder ist nur Glied an seinem Leib. Kein Christ und kein Ordensmann lebt Christi Leben für sich allein, alle leben es gemeinsam mit den andern zusammen. Auf immer neuen Wegen der Nachfolge breitet sich Jesu Leben in Raum und Zeit aus, und kein Menschenleben reicht aus, es in sich und durch sich zur vollendeten Darstellung zu bringen. Die Ganzheit seiner Gestalt ist nur in der Gemeinschaft abgebildet. Darum geschieht Nachahmung Christi immer durch Einfügung unserer Person in eine überpersönliche, aber lebendige Totalität. Sobald aber Christi Leben der Abhängigkeit, der Armut, der Jungfräulichkeit gemeinsam — und dazu noch sichtbar dargelebt werden soll, kann es nicht anders geschehen als durch äußere Unterordnung unter menschliche Vorgesetzte zum Zeichen der inneren Zusammenfassung aller Glieder unter Christus dem Haupt. Oder, anders ausgedrückt: unsere Unterwerfung unter den Willen des Vaters muß eine Unterwerfung unter Christus sein, und daß sie dies ist, soll in unserer sichtbaren Unterwerfung unter die sichtbaren Stellvertreter Christi in der sichtbaren Kirche erkennbar werden. Das innere Gesetz des Lebens der Kirche, daß wir alles, was wir tun, in Erfüllung des Vaterwillens und nicht nach unserem eigenen Willen tun, und daß dem Willen des Vaters dabei die Priorität zukommt, wird im Ordensstande nach außen hin auf besondere Weise deutlich; wird doch hier sogar die freiwillige Weltent-sagung in erlaubten Dingen in Abhängigkeit geübt.

Der Ordensgehorsam hat also eine ekklesiologische Funktion. Er macht auf seine Weise allgemeine Kirche unter einer besonderen Rücksicht erkennbar. Sie bewährt sich in ihm als Christi Leib, den der Vater seinem Sohn bereitet hat, damit dieser durch den Gehorsam bis zum Tod am Kreuz das Werk der Erlösung vollbringe. Und auch darin ist der Gehorsam auf Grund eines Ordensgelübdes ein wahrhaft „kirchlicher“ Gehorsam, daß er, wie die Kirche, eine doppelte Sichtbarkeit hat: eine personale, aber auch eine institutionelle, und nach Christus eine institutionelle vor der personalen. Das heißt also: die Abhängigkeit im Verzicht auf Ehe und Besitz wird im Orden nicht nur persönlich geübt, sondern ist auch bis in die Einzelheiten hinein durch die Ordensregel festgelegt. Auf beiderlei Weise tritt die Kirche als von oben her gelenkte Nachfolge Christi in die Erscheinung. Sie hört dadurch auf, eine individuelle Heilsangelegenheit des einzelnen zu sein. Sie erhält sozusagen kirchlich-offiziellen Charakter. Durch die Anpassung an eine (von der Kirche approbierte!) Regel geht das persönliche Opferleben des einzelnen in die Form des Selbstopfers der Kirche ein. Der Gehorsam gibt dem Gehorchenden die Möglichkeit, den Horizont einer individuellen Sorge für das Heil seiner Seele in die Weite eines kirchlichen Gesamtstrebens hinein zu überschreiten. Der Gehorsam ist demnach ein Weg in die Freiheit. Er ist die Aktivierung einer wertvollen Anlage im Menschen. Er ist die Selbstverwirklichung der Person durch die Gnade des Dienstes an der christlichen Gemeinschaft.

Von daher sollte auch die Handhabung der Befehlsgewalt ihr Ziel und ihr Maß haben. Damit ist nicht gesagt, daß die Anforderungen, die an die Untergebenen ge-

stellt werden, in ihrem natürlichen oder übernatürlichen Sinn immer einsichtig gemacht werden könnten oder müßten. Das war nicht einmal bei Christus der Fall. Eine These der Erlösung lautet, daß Gott die Welt auch ohne Kreuz hätte erlösen können. Es ist unmöglich, den Heilsratschluß Gottes aus zwingenden Gründen heraus begreiflich zu machen. Darum ist auch nicht zu erwarten, daß die Anordnungen seiner ausführenden Organe immer verständlich sein müßten. Der notwendige Sachzusammenhang zwischen Mittel und Zweck ist offenbar nicht die einzige Kategorie und sicher nicht die letzte und tiefste, die in Gottes Heilsordnung gilt. Das irdische Leben Jesu und sein Fortleben in Kirche und Orden ist unter ein Mysterium gestellt, und diesen Mysteriencharakter repräsentiert der Ordensgehorsam an der Kirche. Man darf sogar behaupten: er wird in den Menschlichkeiten der Vorgesetzten, die der Gehorchende mit in Kauf nehmen muß, besonders fühlbar. Da ist sozusagen der Tiefpunkt der Vermenschlichung der Autorität Gottes erreicht. Da bedeutet Gehorsam Kreuz und Tod, Verzicht auf eine hoheitsvolle Erscheinung des befehlenden Gottes, dem ich gehorchend begegne. Sein äußeres Auftreten hat nichts mehr an sich, was mir ein so bedingungsloses Ja zu seinem Willen abnötigen könnte. Sage ich es doch, so ist es ein Akt höchster innerer Freiheit, so frei, wie sonst nur noch die Glaubenszustimmung selbst ist.

Darum ist der Tiefpunkt im Gehorsam zugleich der Wendepunkt: das scheinbare Ende unserer personalen Selbständigkeit ist der Anfang unserer wahrhaft persönlichen Gottvereinigung. Der Mensch, der in seinem praktischen Verhalten der Tatsache Rechnung trägt, daß Gottes Wege in der Kirche unergründlich sind wie Gott selbst, ist dadurch Gott sehr nahe gekommen. Von Gott her sieht er Möglichkeiten offen, die er, wenn er auf sich selber schauen wollte, für Unmöglichkeiten halten würde. Das kann keine Knechtung der Natur sein, weil diese durch und durch *potentia oboedientialis*, rufbar ist: sie ist konkret identisch mit ihrer ureigensten Möglichkeit, von Gott in die Uferlosigkeit seiner Möglichkeiten hineingerufen zu werden. Damit ist der Gehorsam eine Handlung, die als Überschreitung der weltimmanenten Planungen und Berechnungen den eschatologischen Charakter unseres christlichen Daseins in der Zeit bestätigt. Der Gehorchende stellt sich, insofern er gehorcht, auf den Standpunkt dessen, der befiehlt, im Glauben, daß der Standpunkt des Befehlenden der Standpunkt Gottes selbst ist. Er sieht in diesem Augenblick die Dinge also nicht mehr von unten, sondern von oben, nicht mehr aus menschlicher, sondern aus göttlicher Perspektive. Der Gehorchende als Gehorchender ist, wie der Glaubende, schon „drüben“.

Er läßt sich darin auch dann nicht beirren, wenn der Obere etwas vorschreibt, was nach seiner Ansicht nicht das Vernünftigste zu sein scheint. Gerade dieses vertrauensvolle Hineinschreiten in ein Dunkel kann (muß nicht immer) der Weg in das Licht der Übervernünftigkeit Gottes sein. Dort aber erfüllt sich, was in unserer Natur grundgelegt ist: Vereinigung mit Gott durch Unterordnung unter ihn, Hingabe, nicht weil ihre Notwendigkeit evident ist, sondern Hingabe in Gottes Ungewißheit hinein, weil sie die einzige Sicherheit und Seligkeit für uns bietet.